

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Lokomotivführer.

Von Edgar Hahnwald.

Eine Fahrt im Schnellzug — was ist dabel. Du gehst zum Bahnhof, und da steht der Zug zur Fahrt bereit. Selbstverständlich steht er da. Du steigst ein, setzt dich bequem in die Ecke, ziehst deine Zeitung aus der Tasche und liest. Und wenn der Zug mit leichtem Ruck anfährt, schaust du auf, blickst prüfend auf die Uhr, siehst draußen Leute winken, Dinge vorübergleiten. Und dann liest du weiter in der Zeitung, indessen dich der Zug dem Ziele entgegenführt. Anders sieht sich die Sache vom Führerstand der Lokomotive aus an. Dort ist anstrengender, verantwortungsvoller Dienst, was dir im Abteil ein Vergnügen, schlimmstenfalls eine langweilige Angelegenheit ist.

Dampfend, mit zischenden Ventilen, reht die Lokomotive vorm Zuge. Alles ist fertig. Am Zuge klappt die letzte Tür. Der Zeiger der erleuchteten Uhr rückt auf die Abfahrtszeit. Die Signale stehen auf Frei. Noch das Fertigkeitsschildchen von hinten her — der Heizer löst die Tenderbremse, der Führer greift in die Apparate: Bremsen, Steuerung, Regler. Zischend, stoßweise kochend, zitternd unter der Spannung der Energien, zieht die Maschine an und spürt das Gewicht. Sie spürt es — den Eindruck hat man. Alle Rohre, Kolben, Stangen scheinen sich zu straffen, eiserne Nusteln zu ballen und zu strecken.

Weiße Lächer flattern wie Vögel auf dem Bahnsteig — dem Heizer, dem Führer winkt kein Gruß. Sie sind im Dienst, sind selber unpersönlich eingeschaltet in dem Organismus.

Weichen und Kreuzungen knattern unter der immer schnelleren Fahrt. Die schwarze Welt des Abteilstationshofes steigt zu beiden Seiten vorbei. Signale, Dampfwolken, Kohlenberge, Heizhäuser, Stellereien.

Vorortstationen stürzen heran und bleiben zurück. Erleuchtete Straßen klaffen sekundenlang zwischen Häuserwänden auf, verschwinden. Die Lokomotive flirrt. Jeder Quadratcentimeter Eisen bekommt eine gellende Stimme. Im Wasserstandsgläse schwankt die flüssige Säule auf und ab. Die Zeiger der Manometer zittern von Zahl zu Zahl. Die schmale Eisenbrücke, die die Lücke zwischen Lokomotive und Tender schließt, wankt auf und ab, hin und her. Steht man darauf, so hat man das Gefühl, auf biegsamem, taumelndem Eisen durch die Nacht zu tanzen, zu schwanken.

Der Heizer dreht an einem Ventil, da an einem andern, verachtet mit ruhiger Selbstverständlichkeit, als ob er auf dem festesten Grund der Welt stünde, fortwährend Handgriffe, deren Sinn man nicht kennt und deren jeder irgendeine Wirkung hat.

Der Führer blickt durch das ovale Fenster voraus in die Nacht. Draußen ordnet sich das komplizierte System der Signale zu einer klaren Zeichenprache, die das Fahrgeleis sichert. Die Signale der Nebengeleise rücken, von da aus gesehen, beiseite. Sie zählen nicht. Rote Lichter schimmern als glühende Punkte im Dunkel, verwandeln sich — es ist wie das Zucken eines Augenlids — in Grün und geben die Strecke frei. Da schimmert ein viereckiges Schild vor der Tunnel-einfahrt. Es befiehlt: Pflöfen! Der Führer zieht am Ventil, ein Pfiff heult durch die Nacht. Eine Tafel, mit Zahlen und schwarz-weißen Feldern bemalt, zeigt an, daß die Strecke steigt: 1:40. Der Führer kurbelt die Steuerung nach vorn, schaltet den Regler auf mehr Dampf, öffnet den Sandstreuer, damit die Räder besser greifen, und zitternd unter dem Druck gespannter Kräfte nimmt der Zug die lange Steigung, erreicht die Höhe. Eine Tafel meldet: Fall. 1:60. Der Führer schaltet den Dampf ab und läßt die Luftdruckbremse spielen. Raselnd, vom Gewicht der 314 Tonnen geschoben, fällt der Zug in fliegender Fahrt abwärts in das „Loch“. Der Zeiger am Geschwindigkeitsmesser zuckt vorwärts: 50, 60, 70, 75 Kilometer. Kleine Stationen, spärlich erleuchtet und vereinsamt, wie vergessen in der Nacht, schreien dem vorüberdonnernden Zuge das grelle Echo ihrer Wände und Blechdächer nach. Eiserne Brücken brüllen über schwarzen Schluchten, in denen sich schlafende Dörfer ducken. Die Lokomotive scheint auf ihren fünf Achsen zu kreiseln. Und hinterdrein stürzt die Last der 314 Tonnen auf 64 donnernden Rädern, die Wucht der Wagen, in denen Menschen im Licht sitzen und plaudern und lesen, im Speisewagen Roquesfort mit Beaujolais nehen, im Schlafwagen sich zur Ruhe betten.

Der Zug braust durch die Nacht. Sterne blitzen am dunklen Himmel.

Blöcklich — alles vollzieht sich in Sekunden — kurbelt der Führer die Steuerung auf rückwärts, gibt Gegendampf, zieht die Luftdruckbremse an, gibt nach, zieht an — alles sitzt im Gefühls der Hand. Der Zeiger des Geschwindigkeitsmessers geht rückwärts auf 50, 45, 40 Kilometer zurück. Mit verminderter Fahrt knattert der Zug durch die gefährliche Weiche, die hier liegt.

Run kommt ein Wald. Die Fichten gleiten stumm und schwarz vorbei. Der Rauch der Lokomotive zieht als langer Schweif rückwärts.

Qualm und Dampf, vom Luftdruck zerwühlt und niedergedrückt, kocht im Tender und Führerstand und hüllt alles ein. Der Heizer wird auf anderthalb Schritt unsichtbar. Nur ab und zu, wenn er nach dem Wasserstandsglas sieht, taucht sein beruhtes Gesicht aus Dampf und Dunkel in dem gelben Schein der kleinen Dellempfe.

Draußen zieht raumlos, wie die Ewigkeit selbst, die nächtliche Welt vorbei. Der Saum dunkler Berge schwingt vor dem Himmelschimmer auf und ab. Eine tiefe, wesenlose Klust schneidet die schlafende Welt von der Spannung in diesem tausenden Eisengehäuse. Der enge Führerstand, dieser kleine Raum zwischen Kohlen und Eisen und Feuer und Dampf wird zur fliegenden Scholle, auf der wir drei Menschen das Leben davontragen im trüben Schein eines glasumschlossenen Delflämmchens. Und wenn der Heizer die Feuerungstür öffnet, befecht uns die rote Blut und preßt uns flammenden Atem an die Glieder.

Der Führer aber steht vor mir, mit leicht gespreizten Beinen, um sicheren Stand zu haben; gekleidet wie zu einem kurzen Gang zum Zigarrenhändler, in schwarzer Hose und grauer Joppe, über der ein schmaler Rand des weißen Kragens schimmert. Die geklappte Mütze gibt seiner Gestalt etwas Rässiges, Gelockertes; er steht da, als sei es ein Sport, einen Schnellzug durch die Nacht zu führen. Aber unter dem Mützenschirm denkt eine Stirn nichts anderes als: die Strecke, sehen geschärfte Augen nichts anderes als: die Strecke. Die Hände bedienen wie selbstbedenkende Organe die Maschinerie: Regler, Umlaufhebel, Luftdruckbremse, Zusatzbremse, Luftsandstreuer, Handsandstreuer, Luftpumpenventil und Dampfheise. Das alles bedienen die Hände, während er blickt und denkt. Und wenn man diese geschwärtzten Hände im zitternden Scheine des Lämpchens hantieren sieht und daran denkt, daß in sie das Leben aller Menschen gegeben ist, die in den hinterdreinrasenden Wagen sitzen und mit ihren Freuden und Sorgen dahinfahren, so sieht man lange nichts als diese Hände, nur diese Hände. Und eigentlich müßte jedesmal, wenn ein Zug am Ziele ist, ein Abgesandter der Fahrkräfte zur Lokomotive vorgehen und dem Führer mit einem Händedruck danken, wortlos und kräftig. Denn er, der Führer, hatte aller Leben in diesen Händen und hat es gut zum Ziele geführt. Das denkt man so. Es kann ja nichts getan werden, aber wissen muß man es, daß ihm der Dank zukommt.

Wohnungsnot in früherer Zeit.

Von Kurt Meyer-Rotermund.

Hinsichtlich der Wohnungsverhältnisse kann man (wie übrigens auch in manch anderer Beziehung) nicht von einer „guten“ alten Zeit sprechen; sogar ein Vergleich mit unserer durch die Kriegsfolgen geschaffenen Notlage fällt noch zugunsten der Gegenwart aus.

Bei der Wohnungsnot von heute und ehemals muß unterschieden werden zwischen dem eigentlichen Mangel an menschlichen Behausungen und zwischen ungenügenden baulichen Zuständen. Beides bot im Mittelalter zu schweren Klagen Anlaß. Die stolzen Burgen und die äußerlich prächtigen Patrizierhäuser, die hier und da noch aus den Tagen romantischen Rittertums oder der bürgerlichen Blüte stammen und die die Jahrhunderte überdauert haben, während zahllose andere spurlos dahingefunken sind, können uns nicht darüber täuschen, daß die Mehrzahl der Burgbewohner auf einen sehr bescheidenen, ungemütlichen Raum beschränkt war, und daß in den städtischen Häusern bis zur Neuzeit ebenfalls jede Bequemlichkeit fehlte, die uns heute unerlässlich erscheint. Unreinlichkeit und Enge, Dunkelheit und Kälte waren an der Tages-

ordnung. Die leichte hölzerne Bauart, die erst allgemein im 16. Jahrhundert der steinernen wich, beförderte wegen ihrer großen Feuergefährlichkeit den Wohnungsmangel, denn ein Brand fand in den Strohhäusern oder Schindeldächern Nahrung zu weitestem Umfange. Die Chroniken des Mittelalters melden häufig, daß bei der dürftigen Löschhilfe ganze Städte eingeeicht wurden. Daß in solchen Fällen die dann eintretende fürchterliche Obdachlosigkeit nur durch noch größere Sterblichkeit, verursacht durch die unaufhörlichen Seuchen und Hungersnöte, gemildert wurde, hat doppelt Tragisches. Die Unsauberkeit innerhalb der verräucherten Wohnungen (die erst am Ende des 14. Jahrhunderts allmählich Schornsteine erhielten) und in denen die vielköpfige Familie tagsüber in einem Raume beisammen hockte, die engen, feuchten Höfe sowie der tiefe Morast in den Straßen haben zur Ausbreitung ansteckender Krankheiten nicht wenig beigetragen.

Die zweite tiefe Entvölkerung nebst Zerstörung zahlloser Wohnstätten brachte der dreißigjährige Krieg, nach dessen Beendigung die Städte so verarmt waren, daß an Neubauten lange Zeit nicht zu denken war. Selbst am Ausgang des 18. Jahrhunderts war mancherorts noch nichts Ernstliches geschehen, um den Mißständen, unter denen besonders die Studenten in den überfüllten Universitätsstädten litten, zu steuern. Als Johann Heinrich Wolf im Sommer 1782 als Rektor nach Göttingen übersiedelte, findet er folgendes „Idyll“ vor: „Unser Haus war noch unter des Fuhrmanns Schilberung. Oben in einem Loch schlief meine Mutter mit den drei Kindern und zwei Mägden. In das Loch gegenüber und ein Nebenloch, wo der Regen durchdrang, mußte der Meister der sieben freien Künste und sieben Sprachen sich einschmiegen; wolle er einen Sprung wagen, so stieß er mit dem Kopf an. In den Verschlägen der Küche und der Speisekammer war eben Platz für die Frau und ein paar Geschirre. Kein Keller, kein Hofraum. Ihr Hauptzimmer war dem Kuhstall gegenüber, den der mildeidige Superintendent Wolff schon vor unserer Ankunft zur Aufnahme des abgeladenen Gepäcks ausgeschmückt; da saß die Duderin mit den verzagten Kindern, die zurückwollten nach dem Garten in Otterndorf. Das schmale, bergab zur Viehtränke führende Gäßchen war immer lebhaft und gleich der Zyklophenhöhle mit Dung überfüllt.“

In und nach den Napoleonischen Kriegen schloß ebenfalls das Geld zum Bauen. In der Biedermeierzeit suchte sich jeder so viel als möglich einzuschränken. Die eigentlichen Wohnzimmer Goethes, dem als Staatsminister eine Reihe von Repräsentationszimmern zur Verfügung standen, waren denkbar einfach. Noch bescheidener hauste allerdings Schiller an der Esplanade in Weimar. Dort entstanden in einem Dachstuhl seine Werke „Die Braut von Messina“, „Wilhelm Tell“ und „Demetrius“.

Ein besonderes Kapitel der Wohnungsnot bildeten die Behausungen der Geistlichen und Lehrer auf dem Lande, wo es ja noch heute in diesem Punkte trübe aussieht. Aus dem Jahre 1847-48, dem sogenannten „Hungerjahre“, erzählt der hannoversche Pfarrer Heinrich Wdolph über die Unterkunft seiner Eltern in Heiligenfelde (Kreis Syke), daß wegen Baukäuflichkeit des Hauses die Möbel volle fünf Jahre in Staub und Schmutz auf dem Heuboden hätten stehen müssen. „Der Vorgänger meines Vaters, der als 83jähriger in dem Hause gestorben war, hatte seit Jahrzehnten nichts darin bauen und bessern lassen, und als wir dort einzogen, waren selbst nicht einmal die Wände neu mit Kalk gestrichen, und die vielen Löcher im Fußboden gesticht. Und doch nannte der Finanzminister Hanfmann, bekannten Andenkens von 1848, dessen Vater der zweite Vorgänger meines Vaters gewesen war, und der fast jedes Jahr uns und seine alte Heimat einmal besuchte, dieses Haus „das Ideal eines Pfarrhauses“ — und zwar nicht etwa im Scherz, sondern in vollem Ernst.“

In wech ganz anderem Lichte erscheint nach diesen paar Proben die „gute alte Zeit“! Natürlich wohnt der Wohlhabende besser, als hier kurz angedeutet worden ist, aber die Elendsquartiere, in denen der arme Mann früher sein von der Sozialhygiene noch kaum berührtes Dasein zubringen mußte, waren denn doch weit menschenunwürdiger als in unseren Tagen.

Ein Vorkämpfer der religiösen Toleranz.

Am 30. Juli sind 400 Jahre vergangen, seit der große deutsche Gelehrte Johann Neuchlin, genannt Kapnio, im Bode Liebenzell im 67. Lebensjahre seine Tage beschloß. Er gehörte zu den Hauptvertretern des Humanismus, jener großen wissenschaftlichen Bewegung, die mit der Wiederbelebung des klassischen Altertums neuen Aufschwung in das Geistesleben brachte und der Reformation die Bahn ebnete.

Aus seinem reichbewegten Leben wollen wir nur eine berühmte Episode hervorheben. Neuchlin, eine ernste, stille Denknatur, erwarb sich besonders große Verdienste um die Sprachforschung, um die Kenntnis der antiken, namentlich auch der orientalischen Geisteskräfte und um das Studium des Hebräischen. In auffallendem Maße verband er mit dem Hange zu Freisinn und Aufklärung einen solchen zum Mystischen, befaßte sich mit den Geheimlehren der Juden, gegen die er gleich den meisten Gelehrten jener Zeit anfangs stark eingenommen war, und verfaßte eine bedeutende Schrift über die Kabbalistische Kunst. Dann unterzog er die Schriften der Bibel, namentlich die des Alten Testaments, einer gründlichen Kritik oder suchte den von der Kirche oft verfälschten Urtext wiederherzustellen, bereitete überhaupt dem Papsttum durch seine freien Anschauungen viel Verlegenheit.

Deswegen suchte ihn besonders die Dominikaner unschädlich zu machen, für deren mächtigen Orden Neuchlin eine Zeitlang als An-

walt tätig war. Im Bunde mit ihm ging ein getaufter Jude Johann Pfefferkorn, der als echter Renegat sich ganz besonders zum Kampfe gegen seine einstige Glaubensgemeinschaft berufen fühlte, mit Schmähschriften gegen die Juden vor, und erreichte auch, daß Kaiser Maximilian I. 1509 eine Verordnung erließ, wonach alle jüdischen Schriften, welche Schmähungen gegen das Christentum enthielten, verbrannt werden sollten. In anscheinend argloser Weise hat er Neuchlin, deswegen eine Auswahl unter den jüdischen Schriften zu treffen, stellte ihm aber damit eine Falle. Neuchlin lehnte es ab und riet zur Mäßigung gegen die Juden, wurde dann aber von dem Erzbischof von Mainz um ein Gutachten in dieser Sache angegangen und ließ 1510 einen „Ratschlag“ erscheinen, worin er nicht nur das Alte Testament, sondern auch den Talmud, die Kabbala und viele andere verhehnte jüdische Schriften in Schutz nahm, überhaupt weitgehende Toleranz gegen die Juden vertrat. Das gab das Signal zu einer großen Polemik, die weit über den Rahmen der Judenfrage hinausging und die Fragen des Glaubens und der Hierarchie ernstlich berührte. Neuchlin wurde von Pfefferkorn und dem Kölner Dominikanerprior Jakob von Hochstraten der Bestechlichkeit, Fälschung, Betrügerei und Unwissenheit bezichtigt und ein Prozeß gegen ihn betrieben. Im „Augenpiegel“ wehrte er sich tapfer dagegen. Die Sache griff in immer weiteren Kreisen, auch weit über Deutschland hinaus, um sich und erhielt durch Martin Luthers erste reformatorische Schritte neue Nahrung. Nach mancherlei Wechselfällen kam endlich 1520 ein Vergleich zustande und der Prozeß wurde niedergeschlagen.

Neuchlin ging als Sieger hervor und wurde in einem vermutlich von Ulrich von Hutten verfaßten „Triumphliede“ sehr gefeiert. Auch kam die Bezeichnung „Neuchlinisten“ für die Anhänger der Aufklärung und religiösen Toleranz auf. Und gar erst die „Briefe der Dunkelmänner“ zeugten von dem gewaltigen Eindrucke, den die Sache hinterlassen hatte, sah man doch in dem Ausgange einen Sieg wahrer Geistesfreiheit.

M. Sch.

Besuch einer Käseerei in der Schweiz.

Von M. Uria.

Ueber den Ort Wohlten steige ich nach Uettilgen hinauf: Von weitem schon grüßen helle freundliche Bauernhäuser, kommt man näher, sieht man zwei große Schulgebäude, ein hübsches Gasthaus und moderne Villen, die Arzt und Lehrer gehören. Ich bedaure, den Leser nur durch meine Beschreibung in dies Schlaraffenland führen zu können —, doch möge es ihn trösten, daß auch ich noch nie Wehntliches sah vorher und mich auch nur vorübergehend in dem gelobten und geliebten Schweizer Lande befinde.

Nun trat ich in diese Käseerei, und meines Staunens war kein Ende. Vor allem: diese Sauberkeit! Zwei Riesenkupferbehälter, hier „Kessi“ genannt, erstrahlten so wunderbar rosig-blau, daß ich fragte, ob sie ganz neu seien und die Antwort erhielt, sie dienten ununterbrochen seit 15 Jahren! Während der Kriegszeit konnte der Käser, der mir in zuvorkommendster Weise alles zeigte, mit seinen zwei Gehilfen täglich drei bis vier riesengroße Emmentaler Käse im Gewicht von zirka je 60 Kilo fabrizieren — in diesem Sommer kann er nur zwei, höchstens drei Käse fertigstellen, da die Milchproduktion durch die schwere Zeit der Maul- und Klauenseuche arg gesunken ist, und die Käser deshalb auch noch an die städtische Berner Milch-Zentrale von der Vollmilch abliefern müssen.

Und doch verwendet man zur Fertigstellung von zwei Käsen allmorgendlich zirka 3000 bis 4000 Liter Milch, die nur ganz wenig für die Butterfabrikation abgerahmt werden. Es bedarf nur weniger in Flüssigkeit gelöster Käbermagen, um in 30 Minuten die ganze Milch in dicken Zustand zu versehen. Dann wird sie durch elektrischen Betrieb in den „Kupferkessi“, bei der durch die Rotation erzeugten Temperatur von 43 Grad Reaumur, in Bewegung gehalten, bis sie „reif“ ist für die großen Holzplatten und Räder, in denen der Käse nun unter starker Presse während vierundzwanzig Stunden seine Form erhält. Hernach kommen die Käse für nochmals vierundzwanzig Stunden in den gleichen Holzformen in einen kühlen Kellerraum, bevor sie dann ohne die umrahmenden Formen, je zwei aufeinander, in starkem Salzwasser gebadet werden. Drei Tage lang dauert das Bad, dann erst gelangen sie auf die großen Börte, die in zwei Etagen an den Wänden der schmalen, tiefen, elektrisch beleuchteten Kellerräume stehen. Da werden die Käse dick mit Salz belegt, denn das Salz zieht in sie hinein und gibt ihnen das gute Aroma. Nach und nach bildet sich die zarte äußere Rinde, indem alle zwei Tage jeder Käse gebürstet und gewaschen wird, um danach immer auf der gleichen Oberseite mit neuem Salz belegt zu werden, weil er sonst und ohne das Bürsten gleich grün würde und voll Säure. Die untere Seite muß immer trocken gehalten werden und nicht mit dem Salz in Berührung kommen, da sie sonst schimmelig würde. Das alte Salz wird zum Badewasser für neuen Käse verwendet.

Der nun folgende Kellerraum dient für eine acht- bis zehn-wöchige Lagerzeit; hier ist durch Dampfheiß eine Wärmtemperatur von 18 Grad R. erzeugt und dadurch bilden sich die durchs Salz begonnene berühmten „Löcher“ der Käse aus!

Erst nach dieser Periode kommt die große Ruhezeit für die Käse, welche nun für ungefähr sechs Monate auf Wörten in ganz kühlen Räumen lagern jeweilig in höhere Stockwerke plaziert, den Neuankommelingen Platz machend. Ich sah in solchem Keller 90 Riesen Käse, die zusammen wohl einen Wert von 40 000 Franken darstellen!

Der Käser von Uetligen bedauerte lebhaft den schweren Tiefstand der deutschen Mark und die Valutadifferenz im allgemeinen, welche jetzt fast jegliche Ausfuhr verbietet. Er zeigte mir seinen elektrischen Motor, der auch die Butterzentrifuge treibt, und als ich die herrlichen großen 5 bis 10 Kilo schweren „Anten-Brote“ (Butterballen) bestaunte, meinte er voll Bedauern, daß man auch davon wohl gern in Deutschland haben würde! —

Manches könnte ich noch beschreiben aus der Käseerei zu Uetligen, so z. B. das Schränkchen, wo unter rotem elektrischen Licht bei 40 Grad Celsius automatisch die Milch auf ihren Kaseingehalt geprüft wird und im Nebenast die Gärungsfähigkeit stets auf 28 Grad C. erhalten wird — oder die wunderbare Schönheit der blühblanken, flachen, zinnernen Satten, in denen allabendlich die Milch ausgestellt wird, um morgens zum Buttern abgerahmt zu werden — oder die Vorrichtungen zum Waschen und Trocknen der Gebrauchsgegenstände.

Nur ungern verließ ich die schönen Räume. Ich durchschritt tiefdunkeln Tannenwald und dann ging's vorbei an blühenden Dörfern, wo die schmucken Berner Häuser hervorstachen aus überwölkten, farbenstrotzenden Blumengärten — und über alle Pracht dieser reizvollen Landschaft ragten aus weiter Ferne die drohend schwarzen mächtigen Boralpen mit der Stockhornkette — und dahinter wie ein überirdisch Gebilde am Himmelsrande stehend, die ewigweißen, schneeglänzenden Firnen der hehren Riesen des Berner Oberlandes.

Die Frauenfrage im Mittelalter.

Sozialgeschichtliche Studie von J. Frank.

Im Grunde kennt das Mittelalter keine Frauenfrage, wie es überhaupt keine Probleme kennt. So ist auch die Frauenfrage dem Mittelalter keine Frage, die Frau und ihre soziale Stellung ihm kein Problem. Für die Frau kann es doch nur zwei Lebenswege geben: Familie und Kloster. Damit ist jede Frage ein für allemal gelöst.

Was kümmert es, wenn die mittelalterlichen Städte einen Frauenüberschuß aufweisen, gegen den der heutige lächerlich geringfügig erscheint. Mögen in Frankfurt auf 1000 Männer 1100, in Nürnberg 1200 Frauen kommen, was ist daran Problem? Im Schoße der Familie oder der Kirche finden sie immer ein Unterkommen. Es stört nicht, wenn Tausende ehelos bleiben. Das Zölibat ist im Mittelalter nicht nur religiöses, sondern auch soziales oder, wenn man will, unsoziales Prinzip. Der Geselle darf erst heiraten, wenn er Meister geworden. Erst spät sehen die Gesellen das Recht auf Ehe durch, aber ihre soziale Selbständigkeit wird dadurch nicht größer.

Kratte Tradition im Germanentum wollte es, daß ausschließlich die Frau die Hauswirtschaft besorgt. Der Mann zieht in den Krieg und auf die Jagd; denn er ist der Herr. Die Frau besorgt Küche und Haus, spinn und bleicht, bacht und braut Bier. Arbeit ist Frauenpflicht. Diese Arbeitspflicht der Frau geht aus dem Urgermanentum ins Mittelalter über. Als in den Städten der Gewerbesfleiß aufsteht und die Zünfte entstehen, werden Gattin, Töchter und weibliche Verwandte Gehilfinnen des Meisters und Herrn. Gewerbliche Selbständigkeit der Frauen bleibt vorerst wirtschaftliche Unmöglichkeit, nur wenige Ausnahmen sind zulässig von dieser strengen sozialen Tradition. Die Witwe darf das Geschäft ihres Mannes fortführen, aber auch sie ist letzten Endes nur vorübergehende Treuhänderin des unverkauften Gutes, bis der männliche Rechtsnachfolger herangewachsen.

Es bedarf langer Jahrhunderte, bis sich die Frau langsam und allmählich als Selbständig-Erwerbstätige durchsetzen kann, und selbst dann nur in jenen Gewerben, die sie traditionell im Schoße der Familie pflegte. So entstehen zuerst die weiblichen Zünfte der Wollweberinnen und Garnmacherinnen. Nirgends fast wagt die Frau in die Erwerbssphäre der Männer einzuzureisen, und wo sie es tut, geht es nicht ohne schwere Kämpfe. Die Schneider von Köln können es nicht ertragen, daß auch die Frau nähen wollte zum Gelderwerb. Sie kämpfen um ihr uraltes Recht nicht nur mit Worten, sondern auch mit Waffen, die nicht aus der eigenen Werkstatt stammen. In diesen Konkurrenzkämpfen bleibt schließlich der Mann Sieger, muß es bleiben; denn er hat die öffentliche Macht und wird sie nicht galanterweise gegen sich brauchen. So wird das Gewerbe der Meisterin zeitlich und wirtschaftlich beschränkt. Wollte sechs Jahre muß sie lernen und darf sich nicht mehr als drei Lehrlinginnen halten. Das Männerregiment duldet keine weiblichen Großbetriebe. Etwas weiblicher ist man nur im Kleinhandel. In Obsthändlerinnen und Trödlerinnen erblickt man keine wirtschaftliche Gefahr.

Noch blieb der Frau, die im Schoße der Familie oder im Erwerbsleben kein Unterkommen finden konnte, ein letzter frommer Ausweg: Sie ging ins Kloster. Und wenn im Mittelalter die Zahl der Klöster so ungeheuer zunahm, so ist das weniger ein Gradmesser der Religiosität als des wirtschaftlichen Bedürfnisses. Der

mittelalterliche Mensch war praktisch religiös, er diente seinem Gott, ja er diente ihm gerne, aber er wollte auch hienieden schon einen kleinen Vorteil davon haben. Das Nonnentum war nicht bloß religiöse Mission, sondern auch irdischer Beruf. Die Klöster arbeiteten zur Ehre Gottes wie zum eignen Gewinn. Man näht, sticht, webt und unterhält Verkaufsstellen in den Städten. Ja, es entstehen da und dort Konkurrenzkämpfe zwischen Nonnen und Handwerkern, bis die Städte den Klöstern genau vorschreiben, was sie erzeugen und verkaufen dürfen.

Wer nicht ins Kloster will, kauft sich von der Stadt eine Leibrente. So entstehen die ersten Pfründneranstalten. Kleine und große Frauenverbände bilden sich zu gemeinsamer Wirtschaftsführung, wie die „Samenungen“ in Straßburg, eine Art westlicher Orden auf kommunistischer Basis völliger Gütergemeinschaft, wie die Beguinenanstalten, die sich seit dem 13. Jahrhundert über ganz Mittel- und Westeuropa verbreiten. Alle diese Vereinigungen entspringen dem praktischen Bedürfnis nach Sicherung des Lebens und des Unterhaltes, aber um dem Leben einen höheren Inhalt zu geben, legt man sich religiöse Verpflichtungen auf. In diesen Anstalten, die meist durch Stiftungen frommer Reicher entstehen, wäre das Leben zu inhaltslos, wenn es nicht durch religiöse Übungen und wohlthätige Werke ausgefüllt würde. Krankenpflege und Totenbetreuung ist meist der Beguinen Tätigkeit. Sebastian Brandt hat die Beguinen ein Schmarohervolk genannt, das zu nichts anderem taugte, als bei Leichenbegängnissen bezahlte Gebete zu stammeln. Es mag sein, daß im Beguinentum viel produktive Menschenkraft ungenützt lag, aber daran sind nicht die Beguinen schuld, sondern die Zeit ist es, die für ihren Menschenüberschuß keine andere Verwendung wußte, als ihn in Rentneranstalten zu steden.

Noch bleibt eine Frauenkategorie, an der eine sozialgeschichtliche Studie nicht vorübergehen darf, weil sie in keiner Zeit so brutal-öffentlich hervortritt, als im Mittelalter: die Dirne. Die öffentliche Strenge der Sitten, die nicht nur Ehebruch, sondern vielfach selbst jeden auferhehlichen Geschlechtsverkehr mit schweren Leibesstrafen, ja da und dort selbst mit dem Tode bedrohte — ich sage bedrohte; denn die Praxis der Sittenjustiz war häufig milder als die Theorie — der religiöse wie soziale Zwang zur Ehelosigkeit, wie er im Priester- und Gesellentum uns entgegentritt, mußte naturnotwendig das Dirnentum fördern, machte es fast zu einer Art gesellschaftlich-hygienischer Institution, der Staat, Kirche und Städte ihre Genehmigung gaben.

Zwei Sorten von Dirnen kennt das Mittelalter: die fahrenden Frauen und die sessigen. Die fahrenden Frauen ziehen mit dem fahrenden Volk als Gauklerinnen, Tänzerinnen, Beser- und Harsenmädchen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Sie sind die „Künsterinnen“ des Mittelalters, des der ehrbaren Frau jede Schau- stellung verbot. Die fahrenden Frauen gehören zum Troß jedes mittelalterlichen Heeres. Sie begleiten die Kreuzfahrer zu den heiligen Stätten von Jerusalem. Ein eigener Hauptmann zu ihrer Aufsicht ist eine stehende Charge im mittelalterlichen Heer. In Herzog Albas Armee sind die Dirnen in Kompanien zu Fuß und Pferde eingeteilt und marschieren in Reih und Glied hinter ihren eigenen Fahnen. Kein fürstliches Hoflager, keine Kaiserkrönung, kein deutscher Reichstag, kein Kirchenkonzil, wo nicht auch die fahrenden Dirnen in Massen erschienen. Jeder Reichsfürst bringt seinen Troß fahrender Frauen mit, jeder Cardinal, Bischof und Reichsabt ein zahlreiches Gefolge von Freudenmädchen. Zum Frankfurter Reichstag von 1394 brachten die Fürsten 800 fahrende Frauen, zum Konzil von Konstanz, das Huß verbrannte, kamen mit den strengen Kirchenherren 1500 Dirnen.

Die in den Städten ansässigen Dirnen erfreuen sich des besonderen Schutzes des Rates. Sie sind eine wichtige kommunale Institution. Die Städte erbauen ihnen Frauenhäuser und der Liebesold ist eine nicht zu unterschätzende Einnahmequelle für den städtischen Fiskus. Aus finanziellen Gründen errichten auch Landesherren und Kirchenfürsten gerne Freudenhäuser und der Adel nimmt sie gerne zu Leben. Die Städte treiben die Frauenhäuser entweder in eigener Regie unter eigenen Beamten oder sie verpachten sie weiter an Frauenwirte. Eigene Zünfte fahrender Frauen wie in Frankreich kennt man in Deutschland nicht. Als kommunale Institution erscheinen die Dirnen bei allen öffentlichen Festlichkeiten und fürstlichen Einzügen. Sie überbringen dem Kaiser Glückwünsche und Blumensträuße. Städte, die ein übriges an Gastlichkeit tun wollen, befehlen den öffentlichen Frauen, die fürstlichen Gäste und ihr Gefolge unentgeltlich zu empfangen. In den Frauenhäusern herrscht strenge Ordnung: Jeder kirchliche Feiertag wird heilig gehalten, auf Hygiene gesehen, wenn sie auch primitiv sein mag, die Frauen werden zur Arbeit angehalten und, damit dieser furchtbaren öffentlichen Institution doch wenigstens ein Rest von Menschlichkeit nicht fehle, ist keiner Frau die Rückkehr zu einem geordneten Lebenswandel verwehrt, selbst Schulden halber darf sie nicht zum Verbleib im Frauenhaus gezwungen werden. Und damit auch die Kirche etwas tut zur Ehre einer Institution, die sie selbst so mächtig förderte, errichtet sie Neuerinnenklöster. Die Aufnahme darin war allerdings häufig an die grausam-amoralische Bedingung geknüpft, daß die reumütige Frau schon längere Zeit ein liederliches Leben geführt hatte.

Daß von brutalen Gewalten
nie deine Seele knechten;
kannst du nicht recht befechten,
halte doch fest am Rechten!

Paul Geise.

Mumien als Arzneimittel. Viele Mumien sind nicht bloß von dem bekannten „Zahn der Zeit“ zerstört, sondern auch förmlich aufgegesen worden. Sie waren nämlich lange Zeit ein beliebtes Arzneimittel. Das kommt uns heute natürlich barbarisch vor, aber wenn man bedenkt, daß in den Leichen allerlei kräftig wirkende Stoffe enthalten waren, so kann wohl in einzelnen Fällen eine Dosis Mumie sich als heilkräftig erwiesen haben. Im 17. Jahrhundert war Venedig der Haupthandelsplatz für Mumien. Ueber die Art des Bezuges schreibt Georg Niklaus Schurz in seiner 1672 in Nürnberg erschienenen Warentunde „Neu eingerichtete Materialkammer“: „daß die Schiffs- oder Bootsgesellen, wenn sie nach Ägypten und Memphis kommen, sie heimlich bei nächstlicher Zeit holen, tragens alsdann in die Schiffe und verbergen sie darinnen, damit sie ihnen nicht ausgepoliert werden, weil die Ägypter gewiß solche öffentlich nicht abfolgen ließen. Im Einkauf muß man Achtung haben, daß große Stücke nicht allein gar dürre Beine sind, sondern daß die Beine auch fein fett und noch fein Fleisch auf sich haben und darbei inwendig voll Mark seynd.“ Welche Schätze für den Historiker mögen auf diese Art in den frankten Wägen unserer in der Not der Krankheit zu Menschenfressern gewordenen Altkoorden verschwunden sein!

Naturwissenschaft

Seit wann kennen wir den Papagei? Unter allen tropischen Vögeln, die der Europäer durch die Berührung mit den Farbewundern der Tropen kennen gelernt hat, nimmt der Papagei insofern eine Sonderstellung ein, als er vermöge seiner Fähigkeit, sprechen zu lernen, sich von jeher eines Vorzuges erfreute. Wertwürdigerweise scheinen jedoch die alten Ägypter, das älteste und bekannteste westliche Kulturvolk, keinerlei Kenntnis von den Papageien besessen zu haben. Ebensovienig wird in der Bibel ihrer Erwähnung getan. Am frühesten wurden die Griechen mit diesen Vögeln bekannt, und zwar auf dem Alexanderzug nach Indien mit dem dort als Stubenvogel häufig gehaltenen grün und rotgebänderten Halsbandsittich. Ein Steuermann der Flotte Alexanders, Onesikritos mit Namen, hat dann die ersten lebenden Papageien nach Europa eingeführt. Sie brachten es schnell zu großer Beliebtheit, besonders bei den reichen Römern. Im zweiten Jahrhundert v. Chr. scheint es besonders in den Kreisen junger römischer Stutzer Mode gewesen zu sein, mit einem zahmen Papagei auf der Faust in den Straßen herumzuspazieren. Die Vögel standen damals, je nach der Dressur, in hohem Wert, und manch sprechender Papagei galt mehr als ein menschlicher Sklave. Wann die ersten Papageien nach Deutschland gekommen sind, ist nicht genau nachweisbar. Sicher ist nur, daß der im Mittelalter aufblühende Levantehandel und die Kreuzzüge Veranlassung wurden, daß diese Vögel des öfteren nach Europa, vor allem auch nach Deutschland, gebracht wurden.

Vom Körperbau der Walfische. Mit dem inneren Bau der Meeresäugetiere, von denen wir noch nicht allzuviel wissen, haben sich jetzt vier japanische Professoren von der Universität Sendai (Nordjapan) beschäftigt. Wir erfahren da interessante Dinge. Die Walfische haben, ähnlich unseren Wiederkäuern, nicht einen Magen, sondern deren drei. Der erste von ihnen dient wieder Kropf der Vögel, mehr als Aufbewahrungskammer, ferner aber auch zur Verdauung; die Nahrung wird in ihm gequellt und teilweise zerfasert, zerrieben. Die eigentliche Verdauung erfolgt im zweiten und dritten Magen; der dritte Magen ist an Verdauungssäften doppelt so reich wie der zweite. Die Verdauungssäfte kommen zum Teil von der Leber, welche aber keine absonderliche Gallenblase aufweist; auch die Milz liefert Magensaft, es scheint also, daß dies ihre ursprüngliche Bedeutung gewesen ist. Die Namen der vier japanischen Gelehrten sind: Morimoto, Yoshio, Takata und Sudzuki.

Erdkunde

Die Schätze der ägyptischen Wüste. Das bewohnbare Kulturland Ägyptens bildet bekanntlich nur einen wenige Kilometer breiten Streifen beiderseits des Nils. Zwischen Nil und Rotem Meer liegt die gebirgige Arabische Wüste, nach Westen zu die sandige Hochfläche der Libyschen Wüste. Diese Wüstengebiete sind aber nicht ganz wertlos, sondern die Libysche Wüste umschließt Oasen und die Arabische birgt in ihrem Felsboden Schätze, auf deren Hebung schon die alten Ägypter und die Römer eifrig bedacht waren. In der Gegend, die heute von der Eisenbahn von Kenah am Nil nach Kossair am Roten Meer durchschnitten wird, und weiter südlich, östlich von Edfu, wurden schon zur Zeit früher altägyptischer Königsdynastien Goldadern ausgebeutet, dazu in großen Steinbrüchen grüne, als Material für die großen Bauten beliebte Schiefer und der sogenannte Verbe antico. Auch Smaragde fand man in der Arabischen Wüste. Noch größer und mannigfaltiger war die Liste edler Bausteine, welche die Römer für ihre Prachtbauten von dort holten. Während des ganzen Mittelalters und noch des größten Teiles der Neuzeit kümmerte sich niemand um die Schätze der Wüste; erst als die Engländer die Herren und Ausbeuter Ägyptens geworden, wandten sie bald auch den Wüstenstreifen ihre Aufmerksamkeit zu; aber es ist bezeichnend, daß heute ganz andere Dinge für wertvoll gelten als im Altertum: nicht nach schön marmorierten, poliersfähigen Gesteinen suchten die

englischen Ingenieure, sondern was sie fanden, waren Phosphate (bei Safaga, nahe Kossair und nahe dem Nil), Manganerze, Gold und sogar Petroleum. Die Petroleumquellen, die 1906 entdeckt wurden, liegen am Golf von Suez, gelten wegen ihres starken Benzingehalts für besonders wertvoll und werden daher noch eine wichtige Rolle spielen.

Gesundheitspflege

Operationen bei sturmbewegtem Meer. Mit den Fortschritten der Schiffschirurgie sind auch schwierige Operationen auf hoher See, selbst wenn das Schiff vom Orkan hin- und hergeworfen wird, häufiger geworden. Kürzlich kam das Kriegsschiff „America“ zwölf Stunden zu spät auf seiner Reise von New York nach Plymouth an, weil es einen Umweg von 200 Kilometern gemacht hatte, um einem Ingenieur an Bord des amerikanischen Dampfers „New England“ ärztliche Hilfe zu bringen. Der Ingenieur war bei einer Explosion im Maschinenraum schwer verletzt worden; der drahtlose Hüferus erreichte die „America“, und der Ingenieur wurde daraufhin bei sturmbewegter See in einem Rettungsboot nach dem Schiff hinübergebracht, wo der Schiffsarzt, unterstützt von zwei unter den Passagieren befindlichen Ärzten, die Operation glücklich ausführte. Die größeren Schiffe führen alles, was zu einer Operation nötig ist, mit sich; viele amerikanischen Dampfer haben schon eigene Operationsäle. Eine der schwierigsten Operationen dieser Art wurde vor kurzem auf dem amerikanischen Dampfer „Dakota“ ausgeführt an einem Unteroffizier, bei dem plötzlich eine schwere Blinddarmentzündung auftrat. Es herrschte ein furchtbarer Orkan, das Schiff stoppte und die beiden Ärzte, die die Operation ausführten, ließen sich an dem Operationsisch festbinden und vollbrachten auf diese Weise innerhalb von 40 Minuten glücklich ihre Arbeit. Sehr häufig kommt es vor, daß die Schiffsärzte auf drahtlose Konsultationen von anderen Schiffen hin Kranken auf hoher See Rat erteilen und Rezepte verschreiben.

Drei Ratschläge.

Von Ernst Prezgang.

Einem Allzulauten.

Schrei nicht so nach Freiheit, Leber,
Um die Rehen zu entzünden;
Sinne auch einmal darüber,
Flache Wurzeln tief zu gründen.
Gut und tödlich ist die Meinung,
Nüchtern geh sie von der Stelle;
Doch der Lärm scheucht die Erscheinung;
Schöne unsre Trommelfelle.
Eine Stimme grob und heiser
Wird die Seelen nicht beöfren;
Etwas inniger und leiser
Süß der Geist sich wohl beschwören.
Ja, du wirst noch bald erstaunen,
Wie bei Beigen wunderbar
Leben wird, das bei Posauern
Gähnend sich ein Kissen nahm.

Einem Verzagten.

Willst du deine Kraft bewahren,
Darfst du nicht im Wachen träumen;
Willst du kommen hoch zu Jahren,
Darfst du nicht wie Seife schäumen.
Wenn die Welpen dich umfurren,
Wird kein harter Schlag dir taugen,
Sieh das Leben ohne Murren
Kräftig an mit hellen Augen.
Alles wird dir niemals glücken,
Doch nach Togen ohne Gnade,
Da dich tief die Sorgen bücken,
Rückst du dich wohl wieder grade.
Und du schaust dies Jammertal
Heiter wie in neuen Sonnen;
Denn du hast es noch einmal
Dir aus eigener Kraft gewonnen.

Einem Galligen.

Mußt nicht so die Zunge schärfen,
Mußt dich nicht am Tag zerreiben;
Wo die Kinder Steine werfen,
Kostet es auch Fensterscheiben.
Aergerlich ist dir das Kirren,
Weil ein nützlich Ding zerbricht,
Doch es soll dich nicht verwirren —
Ungebrochen bleibt das Licht.
Auf die ungezähmten Kaser
Folgt mit Ritt und Einmal
Eines Tags der Meister Glaser:
Schöner wird's mit einmal.
Und er lacht des Uebermutes,
Und er lächelt still: Mich dünkt,
Auch die Torheit hat ihr Gutes,
Wenn sie neue Weisheit zeugt.